



Beilschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 11.

Erscheint in monatlichen Nummern.

36. Jahrg.

Laufende Nr. 409.

Hirschberg, den 1. November 1916.

Band XV.

- | | | |
|--|---|--|
| <p>1. Dr. Bruno Schröder (Breslau): Was auf dem Kynast in „Kunigundens Waschbecken“ gefunden wurde.</p> <p>2. O. Th. Stein (Dresden): Theodor Fontane im Riesengebirge. (Fortsetzung).</p> <p>3. Jelschek, Schriftführer des Hauptvorstandes, (Hirschberg): Hauptvorstandsitzung.</p> <p>4. P. v. Zychlinski, Paltor emer. (Bromberg): Sommerferienriesengebirgsreiseerinnerungen Juli 1916.</p> | <p>5. W. Hannich, (Friedrichswald bei Gablonz): Geologisches aus dem Isergebirge.</p> <p>6. Weichert (Herrnstadt): Die Linde im Pfarrgarten zu Criebsch.</p> <p>7. Victor Jungfer: Schlesische Landwehr. Balladen und Neue Lieder.</p> <p>8. Verzeichnis der für den Grenzverkehr mit Oesterreich freigegebenen Wege.</p> | <p>9. Der Talsperrenbruch an der Delle.</p> <p>10. Der Besuch der Schülerherbergen Berlins und Hirschbergs</p> <p>11. Dr. Otto Zacharias †.</p> <p>12. Wichura (Hirschberg): Auf die Friesensteine!</p> <p>13. Zur Rosenbergsfeier.</p> <p>14. Fedor Sommer: Die Waldmühle.</p> <p>15. „Das ist Hitostretchs Siegeschritt.“</p> <p>16. Berichtigung.</p> |
|--|---|--|

Was auf dem Kynast in „Kunigundens Waschbecken“ gefunden wurde.

Von Dr. Bruno Schröder (Breslau).

Wer auf den von Sagen umwobenen Kynast kommt, der schreitet wohl sinnend durch die zerfallenen Hallen und Mauertrümmer der altersgrauen Ruinen; man erfreut sich an dem prächtigen Rundblicke vom hohen Bergfried und lauscht der Mär von der schönen und spröden Kunigunde und dem kühnen Landgrafen Adalbert von Thüringen, die Theodor Körner einstmals besungen hat. Das ist aber durchaus nicht alles, was diese Stätte bietet. Es gibt dort noch manches zu beobachten, an dem die große Mehrheit der Besucher achtlos vorübergeht. Selten kommt jemand, der seine Aufmerksamkeit auch auf Organismen lenkt, die wegen ihrer geringen Größe allerdings nur der mikroskopischen Betrachtung zugänglich sind, die aber doch zuweilen durch Massenfaltung selbst dem unbewaffneten Auge auffallen.

Mein Wunsch, von den schlesischen Burgen auch den Kynast kennen zu lernen, ging mir in Erfüllung, als ich ihn am 5. August dieses Jahres in Gesellschaft von Anderen unter Führung besichtigte. Im zweiten Burghofe ragt bekanntlich eine verwitterte Stau-

säule aus vergangenen Tagen empor. Ihren natürlichen Sockel bildet eine flachgewölbte, etwas schräg liegende Granitplatte. Ungefähr in der Richtung von der Säule nach dem Eingange in den zweiten Hof befindet sich in besagter Sockelplatte eine rundliche, topfartige Aushöhlung von etwa einem Fuß Tiefe, die beständig mit Wasser gefüllt zu sein scheint, das bei meinem Besuche bis einige Zentimeter unterhalb des Randes der Höhlung reichte. Sie wird gewöhnlich als „Kunigundens Waschbecken“ (oder auch mitunter als „Kunigundens Tintenfaß“) bezeichnet.

Als sich der biedere Führer durch die Burg bemühte, uns die Bedeutung der Stauensäule zu erklären, und unter anderem sagte, daß die Übeltäter, die an sie gebunden wurden, oft bei der Stäubung ausgerufen haben sollen: „O Schmerz, laß nach!“ — fiel mein Blick auf das abnorm grüngefärbte Wasser jener Aushöhlung in der Sockelplatte.

Nachträglich erstand ich in der Burgwirtschaft eine Flasche mit einem Korken und nahm mir etwa ¼ Liter des grünen Wassers aus Kunigundens Waschbecken mit, um es in Breslau zu untersuchen. Bei mittlerer Vergrößerung erkannte ich dann unter dem Mikroskope, daß die grünliche Wasserfärbung

durch eine sehr kleine, in außerordentlich großer Zahl vorkommende Alge hervorgerufen wird, die in der Wissenschaft den Namen *Scenedesmus quadricauda* (Turpin) Brébisson führt. Sie ist übrigens in Teich- und Sumpfgewässern sonst recht verbreitet, doch tritt sie dort meist nur vereinzelt auf. Hier bildete sie gleichsam eine sogenannte „Wasserblüte“ im kleinen, wie man derartige abnorme Verfärbungen des Wassers, hervorgerufen durch zahlreiches Auftreten von Kleinwesen, benannt hat.

Diese winzige Grünalge besteht gewöhnlich aus einer Kolonie von 2 oder 4, seltener 8, im Umfange elliptischen Zellen, die mit ihren längeren Seiten paarweise oder zu mehreren bandartig vereint und in einer Reihe liegend zusammengewachsen sind. Die beiden äußeren Zellen, die Randzellen, tragen unten und oben je eine haarfeine, bogig gekrümmte Borste. Mitunter sind auch alle Zellen der Kolonie unten und oben mit Borsten besetzt. Die Kleinheit dieses Objektes geht auch daraus hervor, daß nach Messung die Zellen 8—42 Tausendstel Millimeter lang und 3—15 Tausendstel Millimeter breit sind. Die biologische Bedeutung der Borsten besteht wahrscheinlich einerseits darin, daß sie die Schwefähigkeit der Zellkolonie im Wasser erhöhen, und andererseits bilden sie eine Sperrvorrichtung, daß die Kolonie durch kleine Tiere, z. B. Infusorien und Rädertiere, nicht so leicht verschlungen werden kann. Die Vermehrung des *Scenedesmus* geschieht in der Weise, daß sich zunächst in jeder Zelle der Zellinhalt in 2, 4 oder 8 Teile teilt, die sich zu neuen Kolonien innerhalb der Mutterzellhaut ausbilden, dann diese sprengen und aus ihr heraustreten. Zuweilen bildet sich der gesamte Zellinhalt zu einer kugelförmigen Spore um, die erst später keimt.

Außer der oben beschriebenen und vorherrschenden Grünalge kamen in dieser Wasserprobe auch noch hin und wieder Geißeltiere (*Astasia*) und Infusorien (*Glaucocoma*) vor, was hinsichtlich der chemischen Beschaffenheit des Wassers auf eine gewisse Beimischung von in ihm gelösten Säulnisstoffen, die die genannten Tiere zu ihrer Ernährung brauchen, hindeutet. Von sehr kleinen Bakterien wimmelte es geradezu, was diese Hindeutung nur bestätigt. Wenn das Kunigunde geahnt hätte, was in ihrem Waschbecken alles herumschwimmt! —

Wie ich später aus der Literatur ersah, ist der in Rede stehende Algenfundort schon früher einmal untersucht worden. Professor Hieronymus in Berlin, der auf dem Kynast besonders an feuchten Mauern und Felsen verschiedene Algen fand, hat bereits am 15. September 1887 aus dieser Wasseransammlung Proben entnommen, in denen das Vorkommen zweier anderer Grünalgen, nämlich von *Ophiocytium parvulum* (Perty) A. Braun und von *Stichococcus bacillaris* Nägeli festgestellt wurde. Danach treten also hier zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Algen auf.

Ähnliche derartige dauernd oder in trockenen Jahren nur zeitweise mit Regenwasser gefüllte Aushöhungen in Steinen und Felsen, wie Kunigundens

Waschbecken, gibt es im Riesengebirge, wie auch in anderen Teilen der Sudeten, noch mehr. Sie werden teilweise als „Opferkessel“ bezeichnet und finden sich sowohl im Granit, wie im Gneis und im Sandstein. Die bekanntesten, deren Wasser bisher untersucht wurde, sind in einer Steinplatte mit Höhlung am Froschgraben bei Hirschberg und im Granit auf dem Opitzberge daselbst. Sie wurden von Koerber und von v. Slotow um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgefunden, die über eine darin vorkommende Alge grundlegende Untersuchungen anstellten. Andere solche Fundorte sind auf dem Opfersteine bei Agnetendorf, auf einem der Korallensteine, auf dem mittleren der Dreisteine, auf den Friesensteinen und in einer Granitplatte an einem Feldwege oberhalb des Schießhauses bei Schmiedeberg. Ferner findet sich eine ständig mit Regenwasser gefüllte beträchtliche Höhlung am Großvaterstuhle auf der Heuscheuer unweit des Gasthauses und eine flachere in einem Gneisblocke am Spitzenberge bei der Sägemühle in Wüstenwaidersdorf. Auch größere Blumenschalen und Vasen in Parkanlagen oder Weihwasserbecken auf Friedhöfen sind oft den ganzen Sommer hindurch mit Wasser gefüllt, z. B. im Parke von Buchwald vor dem Mausoleum und an anderen Orten. In allen diesen Wasseransammlungen sind verschiedene, sogar sehr seltene Algen gefunden worden, von denen die zuerst von v. Slotow am obengenannten Standort entdeckte kugelige Blufregenalge (*Haematococcus pluvialis* Flotow), die das Wasser dunkel rot färbt, die häufigste und bekannteste ist.

Sicher lassen sich noch weitere dauernd mit Regenwasser angefüllte Felsaushöhungen in unseren Bergen auffinden. Eine Mitteilung ihres Vorkommens und eine eingehendere Darstellung der Art und der Lebensweise ihrer Bewohner würde auch unsere Erkenntnis der Verbreitung schlesischer Algen wertvoll erweitern.

Theodor Sontane im Riesengebirge.

Von O. Th. Stein in Dresden.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte von dem ermordeten Förster Frey, die später den Grundstoff zu Sontanes Novelle „Quitt“ abgab, wurde ihm übrigens in diesem Sommer wohl noch nicht bekannt. Er arbeitete hauptsächlich an der Novelle „Cécile“. Sonstige Andeutungen über sein Schaffen sind nicht zu finden. Eine humoristische Episode, die sich während dieses Aufenthaltes zutrug, schildert Sontane in einem Brief an seine Tochter Martha. Es waren nämlich fünf echte Türken in Krummhübel aufgetaucht, die natürlich mit ihrer nationalen Kopfbedeckung, dem Sez, erhebliches Aufsehen erregten. Frau Sontane wurde, wie der Dichter schreibt, „der Gegenstand einer türkischen Ansprache, über deren Inhalt — vielleicht huldigend, vielleicht furchtbar, vielleicht beides — nur Mutmaßungen gestattet sind. Mama aber raffte sich und ihr Türkisch zusammen und antwortete mit Würde „Allah il Allah!“ — Sontane und der gleichfalls in Krummhübel weilende Kunsthändler Ruthardt setzten darauffhin einen Ill in Szene, der für den großen Lebensfrohinn des greisen Sontane bereitetes Zeugnis ablegt. Sontane begab sich mit Ruthardt, beide ebenfalls mit einem Sez geschmückt, zu Erner, wo die Türken dinierten, begrüßten ihre „Sezbrüder“ eben so höflich als würdevoll und begaben sich zu ihrem Ehrtisch. „Sie (die Türken) müssen durchaus dadurch den Eindruck von dem Fortschreiten des Islam empfangen haben. Als sie aber am selben Abend noch diesen Anschauungen Ausdruck geben und oben auf der Koppe den dort anwesenden Harfenmädchen ihre Landesitte menschlich näher führen wollten, wurden sie vom Koppenwirt, der noch zu den alten

Göttern hält, an die Luft gesetzt. Du siehst, liebe Martha, selbst Krummhübel hat eine orientalische Frage."

Am Tage vor diesem Erlebnis hatte Sontane eine größere Partie gemacht, und zwar nach der Annakapelle. Das bedeutete für den 65jährigen und für seine etwa zehn Jahre jüngere Gattin eine ganz bedeutende Leistung. Das „Menu“ auf der Annakapelle — Weinsuppe, Sorellen und Eierkuchen, eine etwas seltsame Zusammenstellung für den schlesischen Geschmack — befriedigte ihn wohl, nicht aber die Größe der Portionen. Der Abschied von Krummhübel fiel ihm diesmal recht schwer. „Je älter man wird, je zweifelhafter erscheinen einem die Vorzüge der großen Stadt.“ Beiläufig wird es interessieren, daß Sontane in diesen Wochen in Krummhübel sich auch mit Nachforschungen über die Herkunft seiner Familie, die aus Frankreich stammte, beschäftigt hat. Wem drängte sich da nicht ein Vergleich zwischen Sontane und Chamisso auf?

Im nächsten Jahre wagte sich Sontane schon weit früher hinauf in die Berge und traf am 1. Juni in Krummhübel ein. Der Ton seines ersten Briefes, der bereits 1½ Stunden nach seiner Ankunft geschrieben ist, besagt zur Genüge, daß die ersten Atemzüge der Gebirgsluft auf ihn eine belebende Wirkung ausgeübt haben. Seine ganze Stimmung ist froher als 1884 bei seiner Ankunft. Als er diesmal dem Gebirge zufuhr, stand ein herrlicher Regenbogen über Krummhübel, und in seinem Quartier setzte sich gleich „ein entzückender Vogel, weiß und schwarz (aber viel graziöser, als die Preußen sind)“, aufs Fensterbrett und begrüßte ihn mit seiner hellen Stimme. „Ich kann den Friedensbogen und eine poetische Vogelstimme gleich gut brauchen, jenen zum Abschluß, diesen zum Anfang.“

Er wohnte wieder bei Schreibern, die ihm mit großer Freude entgegenkamen, „er, sie und das Normalmädchen Anna, oder „die Anna“, wie es in Schlesien heißt.“ Er begann bald mit der Arbeit, und sie machte ihm hier oben auch wieder Freude. „Wenn ich doch mal einen Sonntag hätte, wo ich mich fühlte, wie Wildenbruch sich alltags fühlt!“ Vermutlich meinte er die glühende Arbeitsbegeisterung des von ihm als Künstler nicht übermäßig geschätzten Dramatikers damit.

Das erste, was er 1885 in Krummhübel schrieb, war ein biographischer Aufsatz über seinen alten Freund und Rühlgenossen Bernhard von Lepel, der damals gerade gestorben war. Noch am selben Tage begann er auch den Entwurf der Novelle „Quitt“, die er für die „Gartenlaube“ bestimmt hatte. Vorläufig fehlten ihm noch alle Einzelheiten dazu; nur das Gerippe, die Erzählung von dem erschossenen Förster Frey, war da. „Natürlich kann ich mir auch alles erfinden“, schreibt er an seine Gattin, „und die ganze Geschichte aus dem Phantasiebrunnen heraufholen, aber besser ist besser. Ich habe nicht die Geduld, drauflos zu schreiben, ohne Sorge darum, ob es stimmt oder nicht.“ Am 5. Juni war Lehrer Loesche bereits bei ihm, um ihm jene gewünschten Einzelheiten, soweit er dazu imstande war, zu berichten. Loesche schilderte dieses Zusammentreffen — ferner gelernt hatten sich die beiden Männer schon 1884 — wie folgt:

„Frau Schreiber kam eines Tages zu mir und brachte mir vom Herrn Doktor, wie sie Sontane immer nannte, einen Gruß und ob ich nicht einer Einladung zum Tee für heute Abend in seinem Sommerquartier Folge leisten wollte. Ich sagte zu. In dem einfachen Zimmer bei gedecktem Tische empfing mich der Dichter. Er sprach nicht von oben herab, sondern als w er ich einer seiner Standesgenossen, und als kannten wir uns schon lange. Er meinte: „Frau Schreiber hat mir schon erzählt, daß Sie der geeignete Mann wären, der mir über Vorgänge, die sich 1877 mit dem Förster Frey abgespielt haben, die besten Mitteilungen zu geben imstande ist. Sie können sich wohl auch denken, daß ich die Sommerfrische nicht nur mit süßem Nichtstun zu verbringen gedenke, sondern meine schriftstellerische Tätigkeit hier ungestört weiter betreiben möchte. Der traurige Fall, daß der Förster Frey von Wilddieben erschossen worden ist, soll mir als Vorlage zu einer Novelle dienen, in welcher ich Dichtung und Wahrheit zu vereinen gedenke. Bitte, geben Sie mir eine Charakteristik von dem Unglücklichen und dem mutmaßlichen Mörder und von Einzelheiten.“ Soweit Sontane. Ich kam gern seinen ausgesprochenen Wünschen nach, wobei sich Sontane kurze Aufzeichnungen machte.“ Dieser Darstellung Loesches steht allerdings eine Äußerung Sontanes aus seinem Briefe von demselben Tage gegenüber, wonach er Loesche verschwiegen habe, daß er vorhätte, darüber zu schreiben. Die Bekanntschaft dieser beiden Männer soll sich übrigens, wie mir von anderer Seite mitgeteilt wurde, auf eine recht originelle Art

und Weise angesponnen haben. Sontane ging eines Tages im Sommer 1884 an der Schule vorbei, vor deren Tür Lehrer Loesche in Holzpantoffeln stand. Sontane fragte nach einem Wege, Loesche gab Auskunft und begleitete den Dichter ein Stück. Dabei kamen die beiden aber ins Gespräch. Loesche setzte Sontane die Formation des Gebirges mit großer Klarheit („besser wie ein geognostischer Professor“, sagte Sontane selbst) auseinander. Sie gingen weiter und weiter und langten schließlich — auf der Koppe an, Loesche immer noch in Holzpantoffeln. Ob das hübsche Geschichtchen verbürgt wahr ist, weiß ich freilich nicht. Sontane selbst erzählt nichts darüber, und auch Loesche erwähnte mir gegenüber nichts.

Übrigens arbeitete Sontane nicht gleich an der so konzipierten Novelle. In den ersten Wochen schrieb er ausschließlich Verse, Lyrische und Balladen, weil er sich mit der Absicht trug, eine zweite Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten.

„Mein Balladentapital“, heißt es in einem Briefe Sontanes an seinen zweiten Sohn, Theodor, „das ich Euch als einziges Vermögen hinterlasse, wächst dadurch um ein Drittel an. Wie hoch Ihr das veranschlagen wollt, muß ich Euch überlassen. Wäre der Sinn der Nation ein anderer, so würde dem vorstehenden Satz jede Bitterkeit, jede Selbstironie fehlen; wie's aber steht und liegt, ist eine alte, sieben Jahre getragene Hausweste allerdings mehr wert als eine Ballade.“ — In solchen Auslassungen dokumentiert sich deutlich sein wachsender Alterspessimismus, der im übrigen eine erklärliche Folge der unglaublichen Nichtbeachtung war, die seine Werte beim Publikum erfuhren. Diese Tatsache ließ ihn oft bittere Vergleiche ziehen zwischen sich und beispielsweise Julius Wolff, dessen Bücher Auflagen von 15 000 bis 20 000 Stück erlebten. Dieser Pessimismus Sontanes war aber von einer Art, die nie das sichere Bewußtsein in ihm hat ertönen können, daß er ein Dichter sei. Er hat ihn aber gleich manchem seiner Leidensgenossen einsam und menschenscheu gemacht, wenigstens bis zu einem gewissen Grade.

Der Pessimismus des Dichters tauchte trotz aller guten Stimmung immer wieder auf, und ein zufälliges kleines Erlebnis schien ihm den Unwert seines Schaffens für seine Zeitgenossen aufs neue zu bestätigen. Während einer Mittagsmahlzeit, die er stets bei Erner einnahm, belauschte er nämlich das Gespräch eines älteren Ehepaares über ratzame Sommerfrischenlektüre. „Heimburg“ war die literarische Lösung beider, und zum dritten Male wollte die begeisterte Gattin ein Buch dieser auch heute noch „mit Recht so beliebten“ Marlittnachfolgerin lesen. „Ich glaube nicht“, knüpft Sontane daran seine pessimistische Betrachtung, „daß jemals ein Ehepaar irgendwo geseßen und über irgend etwas, das ich geschrieben, auch nur annähernd mit solcher Begeisterung gesprochen hat. Es fällt alles in den Brunnen“. Neben diesem „Gartenlaubenlicht“ hat Sontane auch nicht die Hoffnung, mit „Quitt“ zu siegen: „Kröner (der damalige Verleger der Gartenlaube) wird sich zu seinem Schaden überzeugen, daß auch das wieder spurlos vorübergeht. Meine Coeur-Sieben gewinnt nicht.“

In den ersten sechs Wochen seines Aufenthaltes „puffelte“ er lediglich an Gedichten herum. „Mit fünfundsechzig“, schreibt er an Emilie Zöllner, „bin ich wieder bei fünfundzwanzig und beinahe bei fünfzehn angelangt.“ Damit spielt er darauf an, daß das Versmachen seine früheste Jugendliebe gewesen ist. „Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, der Ring, der sich schließt. Man sagt, das bedeutet das Ende. Aber wenn auch, ich habe meine Freude dran gehabt.“

Am 16. Juni fing in Krummhübel die „Saison“ an. Auch die Sommergäste begannen sich einzustellen. Sontanes tägliche oder doch häufige Promenade war der Weg auf den Pfaffenberg. Dr. Schwerin bezog mit seiner Familie seine Villa in Krummhübel. Sontanes Verkehr mit ihm scheint aber fürs erste nicht rege gewesen zu sein. „Das Verhältnis hat einen Knax weg, und einmal aus meiner Unbefangenheit gerissen, ist mit mir nichts mehr anzufangen.“ Der Grund zu dieser Störung scheint eine sonderbare Art Dr. Schwerins gewesen zu sein, seine akademische Bildung Sontane gegenüber herauszutreten, jene leider heut oft zu bemerkende Art, die auf dem Gipfel ihrer Entwicklung kurz und trocken zu erklären imstande ist: „Wer nicht die erhabene Kultur Roms und Athens zentnerweise in sich hineingeschludert hat, ist überhaupt nicht berechtigt, über „höhere Dinge“ mitzureden, zum mindesten ist das, was er schwätzt, ohne Belang!“ Sontane mußte natürlich eine solche Art umfomehr wurmen,

als er auch ohne Doktorwürde und Latinität das geworden war, was ihm schon damals niemand mehr bestreiten konnte. Er war freilich nicht so kleinlich, seinen Aerger merken zu lassen.

Am 15. Juni unternahm Sontane mit seiner Gattin einen Spaziergang auf die kleine Koppe. Er wollte sich das 500 Meter unterhalb der kleinen Koppe von Kollegen des 1877 erschossenen Försters Frey errichtete Denkmal ansehen. Die wunderbare Aussicht von diesem Denkstein, die das ganze Hirschberger Tal beherrschte, gefiel Sontane ganz besonders. Sie war umso mehr für seine geplante Novelle zu verwenden, als sich hoch oben schon „alpine Sterilität, Krüppelkiefer, Knieholz und Moorgründe mit wehendem Hufblattich mit einmischen.“ An der Inschrift: „Ermordet durch einen Wilddieb“ übt Sontane berechtigte Kritik: „Ich finde dies zu stark. Förster und Wilddiebe leben in einem Kampfe und stehen sich bewaffnet, Mann gegen Mann, gegenüber; der ganze Unterschied ist, daß der eine auf dem Boden des Gesetzes steht, der andere nicht. Aber dafür wird der eine bestraft, der andere belohnt; von Mord kann in einem ebenbürtigen Kampfe nicht die Rede sein.“

Mitte Juli wurde er auf Veranlassung seines Freundes und Verehrers, des Amtsgerichtsrats Dr. Georg Friedländer in Schmiedeberg, zum Prinzen Reuß in Schloß Neuhof bei Schmiedeberg eingeladen. Eigentlich waren ihm von jeher solche Schaulustigungen zuwider, und diesmal kam noch sein Alter hinzu. „Ich bin zu solchen Arbeiten am Trapez doch nicht mehr jung und auch nicht unbedeutend genug.“ Man nahm ihn jedoch mit solcher ungewungenen Liebenswürdigkeit auf, daß er über das Peinliche des Moments hinwegkam. Er las in Neuhof drei der neuentstandenen Balladen vor und vermutlich auch älteres. Ubrigens war das hier wohl das letzte Mal, daß er öffentlich vorgelesen hat.

Zu Anfang August gab es bei Ernens eine „Reunion“. Bis zwölf Uhr nachts verweilten Sontanes. Der „Clou“ dieses Festes waren sieben Leutnants aus Hirschberg. Ein Berliner Musikdirektor, der von seinem in der Tanzlinie stehenden Tische nicht weichen wollte, mußte sich, wie Sontane erzählt, am andern Morgen eine Karte gefallen lassen, die die Worte enthielt: „Man kann ein Berliner Musikdirektor sein und doch den rechten Ton nicht treffen.“ Ein paar Tage vorher war schon eine Theateraufführung bei Ernens veranstaltet worden, die Sontane, wie folgt, skizziert: „Herr Ernens spielte die Hauptrolle und bewies mir wieder, daß nichts häufiger ist als eine mittlere Theaterbegabung. Frau Ernens stellte in einem lebenden Bilde die Germania. Sie sah grad' o gut aus, wie Fräulein de Ahna, und das Bild war, als ob es Karl Beder, der vor kurzem verstorbene Berliner Maler und Akademieprofessor, gestellt hätte. Und das alles in Krummhübel! Da wird man bescheiden. Wie klein sind oft die Unterschiede!“

Der Aufenthalt Sontanes in Krummhübel dehnte sich 1885 auf dreieinhalb Monate aus. In der ganzen Zeit pflegte er mehrfach Verkehr und zwar meist in Schmiedeberg mit Amtsgerichtsrat Friedländer und in Ansdorf bei Fabrikbesitzer Richter. Mitte September hatte Sontane den Eindruck, als warteten die Krummhübler nun darauf, daß er verschwinde. „Nicht unsere gute Frau Schreiber, aber die andern sehen einen an, als wollten sie sagen: Gott, ist der immer noch hier? Was will er nur? Er spioniert hier wohl rum? Noch vierzehn Tage, und es geht mir wie Trojan, dem die Leute schließlich verlegen aber rund heraus erklärten: Hören Sie, wir wären nun mal gern wieder allein!“ Das Wetter war Anfang September unfeindlich. Sontane war es aber immer noch angenehmer, als die „Berliner Malarialuft“, vor der er ein Grauen empfand. Mitte September strich noch einmal eine Hitzewelle über das Gebirge, und Sontane benützte diese schönen Tage eifrig zum Spazierengehen. Am 16. September suchte er wieder einmal die Bank am Eingange zum Melzergrunde auf. Hier hatte er 1872 u. a. das Einleitungsgeheimnis zum Bande „Haveland“ seiner „Märkischen Wanderungen“ geschrieben. Jetzt erinnert er sich an diese Tatsache und schreibt am 16. September an seine Frau darüber: „Ja, das sind nun dreizehn Jahre! Was ist nach abermals dreizehn Jahren? Nun, die Gedichtstelle (Lehrer Loesche hatte einige Tage zuvor im Gespräch mit Sontane eine Stelle aus jenem 1872 entstandenen Gedichte zitiert, wobei Sontane garnicht einmal mehr wußte, daß er das Gedicht geschrieben hatte) wird wohl noch existieren und um Nauen und Friesack herum auch das Gedicht selbst. Aber — der Vater vons Janze!“ — Hier hat Sontane unbewußt prophetisch gesprochen; genau dreizehn Jahre und vier Tage nach diesem Briefe, am 20. September 1898, ist er gestorben. Auf der

Bank am Melzergrunde war es auch, wo er Holteis Gedichte las. Wie treffend ist sein Urteil über unjeren Landsmann! „Ich war wieder betroffen von dem großen Talent“, schrieb er an seine Frau, „alles ist bloß hingeworfen und daher oft unfertig bis zur Unverständlichkeit; da aber, wo's rund rausgekommen ist, ist es entzückend. Das Gelegentliche ist das Beste. Einige 40 Gedichte richteten sich an Luise Roger, seine erste Frau, alle unmittelbar nach dem Tode derselben geschrieben. Ich entsinne mich aus dem Anfang der dreißiger Jahre, daß Holteis wegen dieses Massen Schmerzes angegriffen und riddulisiert wurde; trotzdem sind einige dieser Sachen ganz vorzüglich und rührten mich.“ In einem späteren Briefe läßt Sontane übrigens seine Altersbitterung einen allzu religiösen Vergleich zwischen Holteis und seinem eigenen voraussichtlichen Lebensende ziehen. „Ich baute an einem Prolog“ (für das 200jährige Jubelfest der französischen Kolonie in Berlin), schreibt er an seinen zweiten Sohn Theodor von Berlin aus, „und insofern gern, als ich immer noch an die Möglichkeit einer Unterkriegung in einem Koloniehause denke. Holteis verbrachte seine letzte Zeit in einem Breslauer Kloster, warum nicht ich in einem Maison d'Orange?“ (Schluß folgt.)

Jesched, Mitglied des Hauptvorstandes (Hirschberg): **Hauptvorstandssitzung.** Unter Vorsitz des Herrn Geh. Justizrat Seydel fand am 30. September eine Sitzung des Hauptvorstandes statt. Der Vorsitzende gedachte zuerst der zum Kriegsdienst eingezogenen Hauptvorstandsmitglieder, Schatzmeister Goldschmiedemeister Vogel, Schriftführer Kaufmann Siegert, Kaufmann Hörder-Greifenberg als Vertreter der Ortsgruppen des Isergebirges und dessen Stellvertreters Fabrikbesitzer Richter in Messersdorf. Rechnungsrat Widura, Vorstandsmitglied der O.-Gr. Hirschberg, welcher die Geschäfte des Schatzmeisters vertretungsweise übernommen hat, berichtete über den augenblicklichen Stand der Hauptkasse. Die Einnahmen betragen 14 151 M. 15 Pf., die Ausgaben 9885 M. 92 Pf. und zwar für das Hochgebirge 3765 M. 5 Pf., Verwaltung 116 M. 78 Pf., Vereinsblatt 2683 M. 70 Pf., Schülerreisen und Schülerherbergen 225 M., Museum 1739 M. 59 Pf., Bücherei 48 M., Verschiedenes 1303 M. 25 Pf. und Portoauslagen 4 M. 55 Pf. Berichterstatter bemängelte die große Anzahl der existierenden Ortsgruppen; eine dringende Zahlungserinnerung soll an diese ergehen. Der Vorsitzende brachte weiter zur Kenntnis, daß an Stelle des eingezogenen Schriftführers, der frühere langjährige Schriftführer Rechnungsrat Jesched das Amt wieder übernommen hat. Im vergangenen Geschäftsjahre konnten an die Schulen des Gebirges keine Schneeschuhe verteilt werden, da das nötige Material nicht zu beschaffen war. Hauptlehrer Patschovsky berichtete über die immer noch vorliegende Unmöglichkeit für die Herstellung der Schneeschuhe die erforderlichen Materialien, namentlich die Lederbindungen zu beschaffen. Es wurde demnach beschlossen, auch für dieses Jahr von der Schneeschuhverteilung an Schulkinder abzusehen. Bezüglich des Bezugs des Wanderer-Papiers berichtete der Vorsitzende über die Verhandlungen mit den Papierfabriken in Eichberg und Weltende. Der Hauptvorstand genehmigte den mit der Papierfabrik Weltende abgeschlossenen Lieferungsvertrag. In Folge der erhöhten Papierpreise ist die Auflage des Wanderers von 13 700 auf 12 250 Exemplare vermindert worden, Austauschexemplare mit anderen Vereinen auf 60 Exemplare. Für größere gelieferte Schriftsätze im Wanderer sollen 2—3 Freie Exemplare den Autoren gegeben werden. Auch andere Ersparungen werden in Aussicht genommen. Über ein die Herausgabe der offiziellen Wegearte betreffendes Gesuch wurde Beschluß gefaßt. Der Fußweg am rechten Zadenufer war durch Hochwasser an 3 Stellen sehr arg beschädigt worden. Die Flußbauverwaltung hatte zwar ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt, aber schließlich ist die Wiederherstellung auf R.-G.-D.-Kosten in Höhe von rund 900 M. vom R.-G.-D. ausgeführt worden. Der oft ausgesprochene Wunsch, diesen Fußweg bis Schreiberbau zu verlängern, scheitert an der Weigerung eines der beteiligten Grundeigentümer, den Weg über sein Grundstück am Zaden entlang führen zu lassen. Der Vorsitzende brachte weiter zur Kenntnis, die Genehmigung der Grundherrschaft, dem Leiterweg nach den Schneegruben den von der Hauptversammlung beschlossenen Namen „Joseph Patsch Weg“ zu geben. Die Wintermarkierung wird in Ordnung gebracht werden, von der Neuschleißischen Baude bis Schneegruben durch Winterwärter Hollmann, von den Schneegruben zur Koppe mit Abzweigung zur Wiesenbaude

durch Baudenwirt Adolph und von der Koppe zu den Grenzbauden durch den Österr. R.-G.-D. Es lag vor ein Schreiben des Herrn Regierungs-Präsidenten vom 17. Juli d. J. mit der Anfrage, ob der Riesengebirgs-Verein einen größeren Beitrag zur Ausbesserung der Schweinhausburg leisten würde; die Gesamtkosten der geplanten Sicherungsarbeiten sind geschätzt auf 11 000 M. Die Anfrage ist dahin beantwortet worden, daß der R.-G.-D. in diesem Falle keinesfalls einen höheren Beitrag als 200 M. bewilligen könnte. Die Versammlung stimmt dem zu. Der Beitritt des Riesengebirgsvereins zum schlesischen Altertumsverein wird beschlossen. Die weiteren Beschlüsse entziehen sich der Mitteilung für die Öffentlichkeit.

P. v. Zychlinski, Pastor emer. Bromberg. Sommerferienriesengebirgsreiseerinnerungen Juli 1916. Anfangs der nun beendigten Sommerferien waren die Wege und Bauden im Riesengebirge so leer, wie nur denkbar. Kaum einem Wanderer begegnete man auf einer einstündig langen Strede, wie z. B. von der „Brotbaude“ bei Brüdenberg bis zur „Schlingelbaude“. In den Bauden standen die bedienenden Mädchen fast weinend, hochbetrübt und traurig wegen des mangelnden Fremdenverkehrs, an den Schenktischen — und wo es mahndend, wie in Mozarts Oper Don Juan (II, 1.) hieß: „Horch auf den Klang der Zither!“ ja — da klang sie so wehmütig, wo sie noch erklang, und selbst die sonst doch so zündenden Klänge des berühmten Radežky marsches, den ich diesmal binnen 11 Tagen wohl mindestens 22—23 mal gehört, stimmten melancholisch und küßten etwas von ihrer wunderbaren Melodienzauberkraft ein. Auf der Schneefoppe, die ich gleich am ersten Tag meiner Ankunft in der Brotbaude bestieg, befanden sich am 7. Juli, nachmittags 5 Uhr höchstens 12—15 Personen. Welch ein Unterschied zu manchen Friedenszeitentagen, wo ich zuweilen an 300 angetroffen habe, und die bekannte „rote“ Sahne schon früh morgens um 10 Uhr, Übernachtungsversuche abweisend, wehte! — Von manchem, sonst wohl regelmäßig alljährlich ins Gebirge Reisenden, weiß ich, daß er diesmal nicht gereist, weil er fürchtete, dort keine oder nur sehr dürftige Verpflegung vorzufinden! Wie würden sie angenehm getäuscht worden sein! Auf der Schlingelbaude z. B., deren rühriger Wirt Scholz gar Mancherlei von Lebensmitteln angeschafft hatte, bekam der Wanderer sogar Franzfurter Würstchen mit sehr schmackhaftem Kartoffelsalat für verhältnismäßigen geringen Preis, so reichliche Portion, daß er „auf 4 Wochen“ hätte satt sein können! Ganz besonders ausreichend, schmackhaft, umfassend war die Verpflegung bei Elsner auf der Prinz Heinrichbaude. Hier hätte man, wenn man sie hätte haben wollen, eine Mittagsmahlzeit von wohl 5—6 Gängen haben können. Aber in der Weltkriegszeit — wer wird da an 5—6 Gänge denken! Jedenfalls war es diesmal nicht so, wie Rückerl in der Weisheit des Brahmanen behauptet: „Je mehr es abwärts geht, je reicher wird das Leben“, sondern umgekehrt: „Je höher man im Gebirge stieg, desto reicher wurden die Mittel, das Leben zu fristen. Von Kriegsnot und Entbehrungen, die wir freilich zumal in den großen Städten manchmal zu spüren bekamen, war da oben nicht die Rede. Auch die Witterung war im Allgemeinen in jener Serienzzeit recht angenehm. Allerdings an vereinzelt ziemlich starken Regengüssen, zumal des Morgens und vorher Nachts fehlte es ja nicht, aber regelmäßig fast klärte es sich nachmittags so herrlich auf, daß man alsbald wieder neue Lust zum Wandern in den herrlichen Waldgängen unseres so schönen Gebirges spürte! — So zog es mich mächtig hin einmal zur Seidorfer schöngelegenen gemütlichen Annakapelle, die, an einem Sonntagnachmittag besucht, ziemlich viele Gäste, Fremde und Landbewohner der nächsten Umgegend, bei sich einführen sah, und besonders auf den schon in meiner in Hirschberg verlebten Jugendzeit, öfters bestiegenen Kynast. Die damalige Sitte, daß durch den Trommelwirbel eines Invaliden der Freiheitskriege 1813 die heraufsteigenden Wanderer am Burgtor begrüßt wurden, ist leider längst geschwunden, so wie neuerdings auch der sonst dort übliche „Kniebein“, der dort „gewohnt“ hat, wegen der „Eiernot“ verschwunden ist. Dagegen war die Aussicht vom Turm bei dem klaren Wetter, wie „Turmbestiegenhabende“, berichteten, auf das Hirschberger Tal entzückend schön! Auch die Blicke vom Kamm herab an anderen Gebirgsbesteigungstagen hernach, beständigen Schritt für Schritt auf's neu Heinrich d'Altona (Grabow's) Wort: „Im Diadem Germania's blüht mancher Edelstein, doch einer vor den andern all' hat wunderbaren Schein; ich

weiß mir keinen edleren Schmuck im weiten Erdental: Es ist im Land Silesia das schöne Hirschbergthal!“ — An manche „Edelsteine“ ward ich übrigens auf dem Ausflugswege zur Prinz Heinrichbaude erinnert, und hatte die Freude sie auch alle zu sehen — ich meine die R.-G.-D.-Ortsgruppensteine, die das Donatdenkmal bilden, und gedachte bei ihrem Anblick jener Wanderung am 5. Oktober 1910 in Gemeinschaft meines lieben Freundes, des Lehrers Emmerich zu Goldberg, als wir den von hiesiger Ortsgruppe gestifteten Stein von den drei Gebrüdern Breiter aus Brüdenberg bei einem ungläublichen Wetter einsetzen ließen! — Ich freute mich, daß unser Brombergerstein noch unverwittert stand, nur die Goldinschrift war schon etwas erneuerungsbedürftig! — Als etwas Selbstverständliches dürfte es wohl erscheinen, daß ich die „Kirche Wang“, die der Brotbaude so nahegelegene, des öfteren besuchte und ebenso wohl an 4 mal — die dicht neben der „alten“ Schnurrbartbaude belegene neue Teichmannsbaude bei Krummhübel, die meist, zumal Sonntags, von ungemein viel Gästen um ihrer herrlichen Aussicht willen, besucht wird. Auch hier ist die Verpflegung recht gut — und ein eifrig spielender und singender und recht eifrig „tellergeldsammelnder Zitherspieler“ sorgt für die musikalische Unterhaltung! Auf der alten Schnurrbartbaude befindet sich eine recht sehenswerte, ziemlich alte, wohlbehaltene Standuhr, deren Standort hoffentlich demnächst im Hirschberger Riesengebirgsmuseum sein wird! — Sie trägt auf den Außenwänden, den blau und rot gefärbten, die lateinische Inschrift: „Omnia cum Deo, nihil sine eo!“ (Alles mit Gott, nichts ohne ihn), eine sehr zeitgemäße beherzigenswerte Inschrift! Die Aussicht von der Teichmannsbaude nach der Talebene ist jedenfalls eine so schöne, wie die von der höhergelegenen Forstbaude und vom Burgturm der Heinrichsburg bei Stonsdorf. Hier namentlich auf der Teichmannbaude merkte man mit jedem neuen Besuch derselben mehr, daß mit jedem Serientage, zumal mit den „Serienzügen“ der Fremdenzugzug doch bedeutend zugenommen hatte. — Mehr und mehr verstummten die Klagen über Mangel an „Fremden“, zumal in Brüdenberg. Die Brüdenberg nahegelegene, zu Seidorf gehörige Brotbaude war sehr gut „besetzt“ und fast allabendlich fanden sich auch Gäste aus Brüdenberg-Krummhübel dort oben ein, um den wunderbar schönen Sonnenuntergang zu bewundern, aber auch um den gemütvollen Zitherklangen und Gesängen eines hier wieder wie vor 4 Jahren stationierten waschechten bayrischen Zither- und Mundharmonikavirtuosen, Hans Rieger aus dem Hochgebirge bei Reichenhall in Bayern zu lauschen. Seine Mundharmonika und seine Trommelinstrumente hat er nach seinen eigenen Angaben bauen lassen. Als echter Bayer sang er auch zuweilen sogenannte Schnabähüpferl, z. B. Da Bäd', ä'r badt Sammler und der Fleischer macht Würsch — und da Riger-Hansli auf dar Brotbaud' hoat a saderschen „Durscht!“ — In einem zweiten stellte er einen Wegweiser mit eigenartiger dogmatischer Wegemarkierung auf: Willst in a Himmel, mußt' de h a n d s ch t a ahan; denn im Himm'l is foahl halt, weil der Schne runderfoalt.“ — Ein besonders eigenartiges Lied „das er bei vollem Baudenbesuch und auf Verlangen zur Zither sang, hatte folgenden geistreichen“ Inhalt: „Der Holzhaderfranz — der hadt halt sein Holz — bei der Mutter dahem — Und drum ist er so stolz. Er hadt von frühmorgen — bis in die späte Nacht ne'n, — Weil ihm das Holzhaden tut halt so fre'n Da sagt sein Mutter: „Aber, Franzl, du bist a Noarr! Wird denn das Holzhaden halt nimmer goar!? — Darauf sagt der Franzl: „Aber Mutter sei g'scheit: Ich hab' an dem Holzhaden alleweil mei Freud'. D'rauf sagt sei Mutter: „Aber Franzl' hadt zu! aber luß mi mit dem Hade bloß heit amol a Ruh! D'rauf sagt der Franzl: Aber Mutterl, laß mich stehn, das Hada, das is halt so sadersch schön! Halari, halero, — ha, ha, ha, ha etc. — hi, hi, hi, hi etc. ho, ho, ho, ho etc. (Refrain hinter jeder Strophe!) Beim Aufstieg nach den Berghöhen — begegnete man wohl, z. B. in der Nähe der Hampelbaude und im Melsgrund den preußischen Grenzsoldaten, aber in äußerst freundlicher Art erledigten sie sich ihrer Instruktionsaufgaben, nach den Pässen und Ausweisen zu fragen. Von einer Belästigung durch sie war niemals die Rede. Ein Kommando befindet sich bald da, bald dort, das mindestens dreimal des Tags, auch Nachts den beschwerlichen Grenz-Wachtdienst ausübt. — Da die Witterung im Gebirge meist recht angenehm war, nicht zu heiß, nicht zu kühl — diente der diesmalige Aufenthalt daselbst sicher gar Manchem zu willkommener Erholung und

zum Aufatmen nach mancherlei Kriegsnoten- und Sorgen. Nicht selten begegnete man auch Feldgrauen, meist Verwundeten, die in der wunderbar kräftigenden Balsamluft des Riesengebirges ihren Urlaub zur Kräftigung und Heilung benutzten. Herrlich, wenn der furchtbare Weltkrieg erst vorüber sein wird — der wiedererlangte Friede wird sicher manchem tapfern Feldgrauen Erholung auch in unserm wunderbar schönem Gebirge bringen! — Allen Feldgrauen, allen Riesengebirgswanderern, allen Hirschbergern, allen R.-G.-V.-ern herzlichsten Gruß!!

Wilhelm Hannich (Friedrichswald b. Gablonz): **Geologisches aus dem Isergebirge.** Die Bodenausschlüsse der letzten Jahre haben einige recht interessante Bildungen zutage gefördert. Schon die verschiedenen Strukturen im Granit, die grob- und feinkörnige Ausscheidung weisen auf die abweichende Verteilung der Masse hin. Eine seltene Ausscheidung im Granit, sind die Dendriten. Es handelt sich hier um keine echten Pflanzenversteinerungen, sondern nur um Ausscheidungen aufgelöster Mineralien. Das sind feine bis dichte, gewöhnlich verborgene (krypto-)kristalline Pflanzen oder baumförmig sich verästelnde Anflüge und Häute auf einer sehr feinen Luftfläche, die sich sehr zierlich gestalten und oft in überraschender Weise organische Formen nachahmen. In früheren Zeiten wurden sie manchmal für wirkliche Versteinerungen gehalten. Diese Dendriten entstehen durch Einwirkung von Mineralösungen zwischen die äußerst feinen Klüfte. Aus Eisenlösungen bilden sich braune Dendriten von Eisehyperoxyd, aus Manganlösungen schwarze von Manganhyperoxyd. Bei genauerer Betrachtung lassen sich auch die Zuführungskanäle gut verfolgen. Diese Gebilde sind gegenwärtig in einem Steinbruche in Ruppersdorf bei Reichenberg recht schön zu sehen. Er liegt im nördlichen Teile von Ruppersdorf, oberhalb des Wallfahrtsortes „beim Bilde“ am Waldrande und etwa 200 Schritte rechts vom Wege, der nach Katarinberg führt. Von Ruppersdorf führt auch ein besonderer Weg hin. Es ist der mittlere Bruch, vor dem sich das Schotterwerk befindet. Der Granit ist dort an einzelnen Stellen frisch, an anderen angewittert und alle Wände sind mit ganz ausgeprägten Dendriten, wie mit natürlichen Pflanzen austapeziert. Sie kommen hier in besonderer Schönheit vor und der ganze Steinbruch gleicht einem ausgemalten Zimmer. Der Steinbruch rechts daneben hat diese Bildungen schon nicht mehr. Er führt einen mehr bläulichen Granit und ist erst wenig abgebaut. Links davon befindet sich ein neuaufgedeckter Bruch. Der Granit ist wieder abwechselnd angewittert und fest. Ein schmaler Streifen weist eine besonders grobkörnige Ausscheidung auf, bis faustgroße Stücke Feldspäthe, Rauchquarz und 25 Quadratzentimeter große Biotitglimmerplatten. Diese grobkörnige Ausscheidung findet sich auch noch in einem anderen Bruche, der weiter oben am Berge liegt. Von dort geht sie über den hohen Berg bei Ruppersdorf und findet sich auf der anderen Seite gegen Rudolfstal in halbverwitterten Trümmern. Außerdem kommt sie noch in Brüchen am hohen Kamm in Friedrichswald und Gränzendorf vor. Hier findet sie sich in einem ganz feinkörnigen, sehr festen Granit von porphyrtiger Struktur, der wegen seiner Festigkeit zu Pflastersteinen verwendet wird. Obwohl er durch Zerreißen in einzelne Blöcke getrennt ist, die über- und durcheinander lagern, läßt sich hier ein Schichtsystem von der grobkörnigen Ausscheidung, das etwa 30 Zentimeter stark ist, deutlich verfolgen. Auch die Verwitterung des Granits zeigt zuweilen beachtenswerte Bildungen. In normaler Weise lösen sich zuerst die Feldspäthe, wodurch das Gestein brüchig wird und zu Grus zerfällt. Zur gleichen Zeit löst sich auch ein Teil des Biotits, die Eisenausscheidung dringt durch die zerklüftete Masse und färbt sie braun. Nun treten aber oft andere Säuren aus dem Boden hinzu, die dem Gestein ein sehr buntes, fremdartiges Aussehen geben. In einem Bruche am Ende der Talsperre bei Reichenberg waren die Feldspäthe intensiv rot gefärbt. Der Granit, der aus dem Stollen beim Bau der Talsperre in Grünwald bei Gablonz gegraben wurde, befindet sich ebenfalls in angewittertem Zustande. Der Orthoklas ist rot, der Oligoklas grün gefärbt. In einer Sandgrube an der Grenze zwischen Friedrichswald und Gränzendorf zeigte der Orthoklas und der Glimmer eine hochrote Farbe, der Oligoklas war tief gelb. Das Gestein war sehr stark verwittert. Alle diese Gebilde zeigen dem aufmerksamen Naturbeobachter, wie verschieden die Natur an ein und derselben Scholle an den einzelnen Stellen mit unterschiedlichen Mitteln arbeitet und die Stoffe, die sie bereits geformt und aufgestapelt hatte,

wieder auflöst und neuen Organen zuführt. Ewig entstehend, ewig vergehend!

Weidert (Herrnstadt): **Die Linde im Pfarrgarten zu Triebusch.** Den schweren Stürmen, die in der Nacht zum 4. August er. über unsern Kreis dahinbrausten, ist auch eines der herborragendsten Naturdenkmäler unseres Kreises und der Provinz zum Opfer gefallen: Die jahrhundert alte Linde im Pfarrgarten zu Triebusch. Zwei Hauptstämme des ehrwürdigen Baumes, der mittlere und vor allen Dingen der mächtigere nach Osten zu stehende, stürzten mit langhinhalten dem donnerähnlichem Krachen um. Mehrere Bäume im benachbarten Obstgarten wurden zertrümmert. Der umgebrochene Baumriese, der das Wahrzeichen des Dorfes war und gewiß schon die Schwere des dreißigjährigen Krieges erlebt hat, hat unter der Abbruchstelle einen Umfang von 7,20 Meter.

Victor Jungfer: **Schlesische Landwehr.** Balladen und Neue Lieder. 1916 im Kenien-Verlag zu Leipzig. Der Verfasser dieses außerordentlich hübsch, alt-modern ausgestatteten und mit einer Jugendstil-Vignette von Dr. Grundmann in Hirschberg versehene Buches ist ein Sohn unserer Stadt, der als Student in den heiligen Krieg hinauszog, als einer der Tapfersten immer in der vordersten Reihe die Landwehr nach Rußland führte, bis er, in seiner Nervenkraft arg geschädigt, sich erst vor kurzem wieder in den Krieg begeben und in Litthauen andere zu Kämpfern ausbilden konnte. Als Dichter hat er schon öfter die Probe bestanden, als Erzähler hat er sich einen ruhmvollen Namen gemacht durch seine Schrift: „Mit der schlesischen Landwehr nach Rußland“ und dadurch Eltern und Geschwistern unserer armen Helden, die dort ihr Leben einsetzten, ein stimmungsvolles Erinnerungsblatt in die Hand gedrückt. Und auch in diesem Buch hört man das Herz des Dichters klopfen, fühlt man den schweren Tritt des schlesischen Landwehrmanns, sieht sie marschieren und marschieren, kämpfen und ringen; man hört sie jubeln und Sieg schreien, man fühlt nur, wie sie schwer tragen an dem Geschehe ihres Landes, das sie in diese Kämpfe treibt, wie sie aber festen Sinn und edler Gefinnung voll nicht hängen, sondern zähneknirschend nach Rache dürsten für das, was man ihnen tat. Man höre eines der vielen Landwehrlieder, die sicherlich unter schweren Erschütterungen der Seele geboren wurden und darum mächtiger wirken, als die vielen am Schreibtisch erlebten Gedichte. „Ein Rückzug. „Ein Weg grabaus, grad aus in den Nebel geht — Knirschende Räder im Sand — Ein Schluch — ein Peitschen — ein Schrein, vom Winde verweht — Graudämmernde Nebelwand! Befehle — ein Krachen — todwunde Tiere schrein — Wagen und Pferde gestürzt und blutüberkommen — Kriepierende Schrapnell's sein Verderben hinein — und dazwischen die deutschen Kolonnen! Schlesische Landwehr — düster und schwer, Schweigend im rieselnden Wald. Bataillon — Regiment — Gewehr auf Gewehr — und die Hände zusammengeballt.“ — Auch Gedichte anderen Inhalts sind dem Verfasser mitten im Kriegsturm zugeflossen — und alle zeigen von Gefühl für die Musik der Sprache und zeugen von hohen Gedanken.

Verzeichnis der für den kleinen Grenzverkehr mit Österreich freigegebenen Wege. Im Kreise Hirschberg: 1. Karlsthal—Wilhelmshöhe. 2. Karlsthal—Grünthal. 3. Karlsthal—Neuwelt. 4. Jakobsthal—Neuwelt Zollstraße. 5. Neue Schlesijsche Baude—Woffederbaude. 6. Schneegrubenbaude—Elbfallbaude. 7. Alte Schlesijsche Baude—Pudelbaude. 8. Agnetendorf—Bradlerbaude. 9. Agnetendorf—Peterbaude. 10. Hain—Spindlerbaude Zollstraße. 11. Schlingelbaude—Wiesenbaude. 12. Gehängeweg—Riesenbaude. 13. Melzergrund—Riesenbaude. 14. Eulengrund—Groß-Aupa. 15. Forstbauden—Grenzbauden. 16. Schmiedeberg—Grenzbauden—Zollstraße.

Der Talsperrenbruch an der Desse. (Aus dem Boten im Riesengeb.) Erschütterter vernahmen wir die Kunde von Tannwald. Unser Gefühl ist abgestumpft. Millionen blühender Menschenleben sind aus der Fülle lachenden Lebens in zwei Jahren dahingerafft worden. Der Tod hat Ernte gehalten, wo und wie wir es nicht dachten. Aber die Opfer sind nicht umsonst. Sie werden der Heimat, dem Vaterlande, der Zukunft der Völker, dem Wohle unserer Kinder gebracht. Das versöhnt, mildert den Eindruck des Schreckens und Grauens. Um so stärker packt es uns ans Herz, um so tiefer erschüttert uns bis ins Innere, wenn das Verderben utplötzlich fernab von den Stätten des Kampfes ein friedsam lachendes Tal jäh mit grauiger Hand überfällt, in sinnlos furchtbarem Wüten das Heim der Menschen zerstört, den Gatten von

der Seite der Frau, das Kind von der Hand der Mutter reißt, und um so grauziger ist der Schrecken, wenn ein Werk, erbacht und erbaut zum Schutze der Menschen, zum Quell unfaßbaren Elends und verheerenden Verderbens wird. Die nach dem Bruch des Staudammes der Weißen Desse mit Uragewalt ins Tal gestürzten Fluten haben weit verheerender gewirkt, als es die ungezähmten Naturgewalten je vermocht hätten. Die dicht bevölkerten und industrie-reichen Orte um Tannwald bieten heute einen so grauenhaften Anblick der Verwüstung, gegen den die Bilder des großen Hochwassers von 1897 vollständig verblasen. Auch die Menschenopfer, die die Katastrophe gefordert hat, sind sehr schwer, wenn sie auch glücklicherweise nicht den entsetzlichen Umfang erreicht hatten, wie die ersten unter dem Eindruck des Schreckens ergangenen Nachrichten befürchten ließen. Gar mancher, den man am Dienstag Morgen als vermißt meldete und den man deshalb für verloren hielt, hat sich im Laufe des Tages wiedergefunden. Wenn es auch bis Dienstag gegen Abend unmöglich war, schon die Zahl der Opfer genau festzustellen, so wurde doch an zuständiger Stelle erklärt, daß aus der Gemeinde Dessendorf etwa 65 Personen fehlen, die man allerdings für verloren hält, und daß man bereits über 30 Leichen gefunden hat. Den Sachschaden auch nur einigermaßen zu schätzen, ist zurzeit völlig unmöglich. Die Talsperre an der Desse liegt in einem schönen Gebirgswalde in 815 Meter Seehöhe, etwa ½ Stunde von der herrlich gelegenen Kirche von Ober-Polaun entfernt. Sie sollte das Hochwasser der Weißen Desse aufhalten. Nicht weit von der Talsperre liegt die Ortschaft Darre und an deren anderen Seite die Talsperre der Schwarzen Desse. Während die Talsperre der Weißen Desse nur einen Fassungsraum von 400 000 Kubikmeter hat, kann die Talsperre der Schwarzen Desse sieben Millionen Kubikmeter aufnehmen. In Tiefenbach vereinigen sich dann die bisher getrennt fließenden Dessen und münden unterhalb Tannwald in die Kamnitz, die oberhalb Eisenbrod von der Isar aufgenommen wird. Man hat die beiden Desse-Talsperren nach einem eigenen System erbaut. Statt die Sperrmauer aus Stein und Zement zu mauern, errichtete man nur Sperrdämme aus dem an Ort und Stelle gefundenen Material, das besonders zusammengepreßt wurde. Darauf kam eine dicke Schotterlage und auf der Wasserseite eine Steinlage. Bei den vielen anderen Talsperren in Böhmen wurde wie bei allen unseren Sperren in Schlesien die Sperrmauer aus Stein und Zement erbaut. Alle Talsperren in Böhmen wurden von den Wassergenossenschaften errichtet, die aus den betreffenden Gemeinden und Interessenten, besonders Industriellen, gebildet wurden, die dann aus dem staatlichen Meliorationsfonds Beihilfen erhielten. Erbaut wurden die Desse-Talsperren von der Firma Franz Schön u. Söhne in Prag. Bei dem vorjährigen Hochwasser hatten sich die beiden Desse-Talsperren glänzend bewährt, so daß die Bewohner der unteren Ortschaften für immer das Gespenst der sich häufig wiederholenden Hochwasser gebannt glaubten. Doch der 18. September 1916 sollte sie eines anderen, schrecklicheren befehlen. Der Bruch der Sperre. Nach 4 Uhr nachmittags traf von der Talsperre die Meldung in Dessendorf ein, daß man ein etwas größeres Wasser erwarten müßte. Es hatte sich nämlich in dem Staudamm der Talsperre, der 13 Meter hoch, in der Grundfläche 52 und auf der Dammkrone 5 Meter breit war, ein nicht sehr großes Loch gebildet, durch das Wasser abfloß. Kurze Zeit darauf riß aber auf einmal der Damm in einer Breite von über 20 Meter und die bis dahin gefesselten Wassermassen — die Talsperre war ziemlich voll — stürzten mit einer geradezu furchtbaren Gewalt zu Tale. In kurzer Zeit war der Wald unterhalb der Sperre durchflossen und das Wasser erreichte das Dorf Dessendorf. In dem Walde wurden die starken Bäume entwurzelt, zum Teil zerbrochen und mit zu Tale gerissen. Nun erklangen in Dessendorf die Sirenen der Fabriken und die Nebelhörner der Feuerwehr, aber das Wasser stürzte mit einer solch' furchtbaren Gewalt und Schnelligkeit herab, daß es vielen Personen unmöglich war, sich zu retten. Und fast ebenso schnell wie die Flut gekommen, war sie wieder verschwunden. Kaum eine Viertelstunde hat es gedauert, versichern die Leute, aber was war in dieser Viertelstunde geschehen? Das blühende, industrie-reiche Dorf bot das schreckliche Bild verheerender Verwüstung und ihre Bewohner hatten Minuten des Schreckens erlebt, wie sie schlimmer nicht gedacht werden können. Noch am Dienstag nachmittag waren nur wenige imstande, ihre Eindrücke in dieser schrecklichen Viertelstunde

klar zu schildern. Das Wasser kam wie eine Wand plötzlich herabgestürzt, erklärten die meisten. Mit einem dumpfwilden Geheul kam die das Ufer sogleich überstürzende Flut. Nein, nicht die Flut war's, nicht die Wassermenge, die das Schreckhafte machte, es war die Gewalt, die über alle Vorstellungen gehende Wucht. Es war, als hätte ein einziges Vernichten den Gebirgswald erfasst. Nicht Wasser kam da, sondern Holz, Holz, Holz! Tausende und Aber-tausende von Balken, Stämmen Latten, Bäume, Bretter, alles wild aufstöhnend und schrecklich krachend, mit-, auf- und durch-einander. Und diese Wucht kannte kein Hindernis. Wo sie voll anprallte, gab es nur ein einziges großes Vernichten. Nicht nur die am Flußbett stehenden Schuppen und kleinen Holz-häuser, nein, auch festgefügte, ja auch manches steinerne, stock-hohe, ehrwürdige Herrenhaus, das das schlimmste Hochwasser überstanden, in wenigen Minuten waren sie nicht mehr. Und mit ihnen auch! auch die Menschen, die sich darin geborgen hatten und nicht mehr heraus konnten. Das, diese jähe vernichtende Wucht war es, die die große Schrecknis bedeutete. Da gab es kein Hilfe bringen, kein Retten. Unter den Todes-opfern ist wohl mancher, der heilige Nächstenliebe üben wollte. Und nach dieser fürchterlichen Stunde dies entsetzliche Bild der Verwüstung. Was da an Balken und Brettern in anderem beschnittenem Holz in Haufen längs der Ufer liegt, es zeigte sich als eingebaut gewesenes Gut; es waren die jämmerlichen Reste weiter flüßaufwärts zerstörter Häuser. Und zwischen ihnen die fürchterlichen Sunde — hier ein Mann, ein Soldat — ein Urlauber wohl, den draußen der Tod verschont, um ihn daheim um so schrecklicher zu fassen — dort ein Kind und dort eine Frau oder einzelne Gliedmaßen gar eines buchstäblich zerrissenen Menschen. . . . Es war furchtbar, grauig, unge-heuerlich! Es schien als ob alle Schrecken der Hölle auf das Dorf losgelassen wären. Ganze Häuser versanken mit ihren Bewohnern in den Fluten, Kinder ertranken vor den Augen ihrer Eltern, die ihnen keine Hilfe bringen konnten, Männer wurden in Gegenwart ihrer Frauen weggerissen und Frauen ihren Männern. Der Beamte Ludwig der Schnabelschen Porzellanfabrik in Dessendorf war mit seiner 41jährigen Frau und seinen beiden Kindern in seiner Wohnung, als die Warnungssignale erklangen. Der Mann rief seiner Frau zu, das Haus zu verlassen, doch die Frau wollte schnell noch etwas mitnehmen. In diesem Augenblick kam die Welle und riß das Haus davon. Der Mann und die Kinder waren gerettet, die Frau wurde später unter einem haushohen Berg von Trümmern und Baumstämmen gefunden. Auch das Haus des Bürgermeisters Barthel wurde vollständig weggerissen und mit ihm die aus Mann und Frau bestehende Familie Seidel. Sehr hart wurden die Familien der beiden Brüder Schnabel, der Inhaber der Schnabelschen Fabrik, betroffen. Auch die Villa der beiden Brüder wurde weggerissen, wobei sie je einen Sohn und einer noch seine Schwiegermutter verlor. Auch Frau Fabrikdirektor Retarek fand dabei ihren Tod. Und andererseits werden wieder Geschichten von wundersamen Rettungen erzählt. . . . Die Trümmer von Dessendorf bieten einen geradezu erschütternden Anblick. Am Fluße entlang lagen etwa zehn Glas- und Holzschleifereien. Sie sind verschwunden. Schlamm und Trümmerhaufen zeigen die Stätte, wo fleißige Menschen arbeiteten.

Der Besuch der Schülerherbergen Berlins und Hirschbergs. Die von der Ortsgruppe Berlin im Riesengebirge unterhaltenen drei Studenten- und Schülerherbergen wiesen bis Ende August folgende Besuchsziffern auf: Schmiedeberg (Friedrich Zelle-Herberge) 122 Gäste. Krummhübel (Edmund Braune-Herberge) 139 Gäste. Schreiberbau (Hugo Baumbach-Herberge) 245 Gäste. Die von Hirschberg unterhaltene (Rosenbergherberge) 172 Gäste. Der erfreuliche Besuch der Herbergen nimmt naturgemäß unsere Herbergskassen wieder mehr in Anspruch. Es bedarf wohl nur dieses Hinweises, um unsere Mitglieder zu bitten, in Spenden für unsere Herbergen zu Gunsten wandernder Studenten und Schüler nicht nachzulassen.

Dr. Otto Zacharias †. Eben wollte ich von dem 25jähr. Jubiläum der Dr. Zachariaschen Anstalt für Untersuchung der Süßwassertiere schreiben, da der Gründer der Anstalt mit unserem Verein durch seine Studien über die Tierwelt der Teiche unseres Gebirges in engstem Zusammenhang steht und durch sein lebhaftes, tatkräftiges Interesse für unsere Berge, die er von ganzem Herzen liebte, immer wieder sich als einer der Unstrigen

zeigte, als ich die Nachricht erhielt, daß sein an Arbeit, Erfolg und rastlosem Streben reiches Leben ein sanfter Tod am 1. Oktober genöht hat.

Wichura (Hirschberg): Auf die Griesensteine! Am Sonntag, den 8. Oktober unternahm eine Anzahl Mitglieder der Ortsgruppe Hirschberg einen Ausflug zu den Griesensteinen. Wenn man sich vom Bahnhof Schmiedeberg der alten Landes-huter Straße zuwendet, nehmen alsbald zwei Schaustüde den Blick des Wanderers gefangen, im Hintergrund die immer großartiger herauswachsende Koppe und zur Linken über Höhenwiese am Abhang des Hämmerich zwei mächtig aufragende Flügelbauten mit wuchtig entwickelten Mauern und blinkenden Fensterflächen in architektonisch wohl abgewogenen Formen durch Türme, Balkone und Loggien reich gegliedert. Dem prachtvollen Äußeren würde man die Bestimmung der Gebäude kaum ansehen, es sind die von der Landesversicherungsanstalt Schlessen errichteten Genesungsheime für Arbeiter, jedenfalls das Großartigste, was auf dem Wege sozialer Arbeiterfürsorge bis jetzt geschaffen worden ist. Die innere Einrichtung in vieler Hinsicht musterhaft, entspricht dem Äußeren; sie bildet in hygienischer und medizinisch-technischer Vorkehrung vom Guten nur das Beste und alles in reichster Fülle. Als im September 1904 deutsche Ärzte auf einer Studienreise die Anstalt besuchten, fällten die Sachverständigen ein herbes Urteil über den sozial-feudalen Bau: künstlerisch ein Prachtwerk, medizinisch-technisch ein Muster, sozial ein zweifelhafter Versuch, wirtschaftlich nicht zu loben — so soll das Urteil gelautet haben. Neben diesen beiden Bänden scheint sich das wenig unterhalb gelegene Schloß Neuhof des Prinzen Reuß bescheiden in seinem Park zu verstecken, nur der Turm wird zwischen den Baumtronen sichtbar. Nach einer knappen Stunde bei 634 Meter Höhe ladet eine Rotbuche zur Rast ein. Sie ist etwa 250 Jahre alt, hat eine Höhe von 15 Meter, der Stamm mißt im Umfang 4,7 Meter, die gewaltige Laubtrone 60 Meter. Ihr gedungener Stamm erscheint wie aus zahlreichen kräftigen Stämmen zusammengekehrt. Friedrich der Große, von dem prächtigen Landschaftsbild hingerissen, soll hier den Ausdruck getan haben: „Es gibt nur ein Schlessen.“ Im nahe gelegenen Forstschutzhause zur Buche wurde Mittagssaft gehalten. Auf kurzem aber steilem Seitenwege erreichten die Teilnehmer die Griesensteine, 940 Meter, drei zugängliche Granitmassen die wie aufgemauert auf dem Bergrücken emporsteigen. Ihr Name läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß der Teil des Kammes, auf dem sie lagern, freie Koppe genannt wird. Mit dem deutschen Volksstamm der Griesen steht der Name nicht im Zusammenhang. Die erste Felsgruppe heißt zu Ehren der Gemahlin des Fürsten Reuß LXXIV. der Clementinenstein, der zweite wird der kleine, der dritte der große Griesenstein genannt. Der Letztere ist durch den Riesengebirgsverein mit Stufen und einem Geländer versehen. Die Aussicht zählt mit Recht zu den schönsten des ganzen Gebirges; ihr Reiz liegt darin, daß sie in anderer Gruppierung die stolzen Bergketten, welche den Horizont begrenzen, und die blühenden Orte des Tales sehen läßt. Was für den von Norden kommenden Wanderer die Kapelle und der Rosengarten, das ist dieser Aussichtspunkt für den von Osten kommenden. Doch sind die Griesensteine weiter in das Tal und näher an die Koppe selbst herangerückt, der Anblick des Kegels daher viel bedeutender. Der Hauptkamm bis zum Reifträger bildet hier einen Seitenflügel, auf der anderen Seite lehnt sich ein zweiter Kammzug an den Schmiedeberger Kamm, der Kolbenkamm und weiter das Rehorngebirge, in dessen Buchenwäldern der Bober entspringt, und von dessen freier Höhe die Mähütte herübergrüßt. Nach Osten erblickt man das Raben- und Überschaar-gebirge, den Hochwald und Sattelwald, die Glazer Berge usw. Der Weg führte dann weiter an der Westflanke des Ochsenkopfs entlang nach Waltersdorf durch das Schladental wurde nach dem lieblichen Jannowitz hinabgestiegen.

Zur Rosenbergsfeier. Zur Rosenbergsfeier in der Rosenbergsberge hatten sich zahlreich die Mitglieder des Vorstandes und einige Herren des Hauptvorstandes der Stadterwaltung und des Vereins früherer Schüler des Gymnasiums eingefunden. Die Persönlichkeit und die Verdienste des Gefeierten wurden in warmen, eindrudsvollen Worten vom Postdirektor Seiler, Geheimrat Seydel, Rektor Binder, Siegert

u. a. geschildert. Herr Geheimrat Dr. Baer gedachte in humoristisch-scherzender und herzlicher Weise der lateinischen Gedichte des Prof. Rosenberg („des Koppenliedes“ dem Dr. Baer selbst eine schöne deutsche Bearbeitung hatte zuteil werden lassen), seiner Schrift: de turri in monte Giganteo exstruenda (eines Turms, der nun zu anderem Zwecke auf der Schneefoppe wirklich erbaut worden ist) und brachte ein äußerst feinsinniges Gedicht von neuem zum Vortrag, das er selbst bei der Feier des 25. Amtsjubiläums des Prof. Rosenberg hatte drucken lassen, das ein eigenartig schönes Bild des Lebens des Gefeierten bietet. Von den Depeschen, die an diesem Abend einliefen, erregten besonderes Gefallen die echt dichterische des Geheimrats Dr. ing. h. c. Süllner: Deiner Worte Zaubermacht, Deiner Rede Blumenpracht, hat Dich trotz mancher frostigen Nacht zum Rosenberg unserer Berge gemacht“, und die besonders herzliche des Herrn Vorsitzenden der Berliner Ortsgruppe, Edmund Braune: Zum einzigartigen seltenen Jubiläum und zur heutigen Ehrung sende persönlich und im Namen der Ortsgruppe Berlin dem verehrten Freunde und hochverdienten treuen Förderer des R. G. V. die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche“. Die Ortsgruppe hatte ein sehr schön gelungenes großes Bildnis des Prof. Rosenberg für die Herberge gestiftet. Unseres Vorsitzenden wurde am Tage darauf natürlich auch im Gymnasium in einer von Prof. Dr. Grundke veranstalteten und geleiteten Feier, und in einem von zahlreichen Freunden, Amtsgenossen und Vertretern der Stadt besuchten Gesellschaftsabend bei Schulz-Völker, herzerhebend gedacht.

Sedor Sommer: Die Waldmühle. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Buch, wie die Waldmühle von Sedor Sommer, eine neue Auflage in dieser so ernsten Zeit erleben würde — nicht, weil ich diesen Roman für nicht würdig hielt, gelesen zu werden, sondern weil ich glaubte, daß nur die späteren Romane und Geschichten Sommers, die auf den eindringendsten historischen Studien des Verfassers beruhen, dieses Glück haben würden. Aber die Waldmühle mit ihren schönen landschaftlichen Schilderungen, mit ihren leidenschaftsbewegten, wirklichen Menschen, mit der herrlichen Schilderung einer uns so nahberührenden Umwelt verdient zu allen Zeiten gelesen zu werden. Sedor Sommer hat sich selbst uns gegeben — und darum schon ist das Buch ein Zeugnis herrlichen Könnens.

„Das ist Altösterreichs Siegesschritt!“ Ein Buch von Habsburgs Kriegen und Siegen. Von Oskar Hellmann. Mit Buchschmuck. Verlag Hellmann in Glogau. Nr. 1,20. Ausgabe in Leinen M. 3,00. In diesem Sommer jährt sich zum 50. Male die Tage von Custozza und Lissa, zwei Ehrentage von Habsburgs Heer und Flotte. Die Gedenkfeiern fielen in die Zeit blutigsten Ringens, in eine Schicksalszeit für Österreich-Ungarn, wie sie das Doppelreich wohl ähnlich schon, aber nie schwerer sah. Die heftigen Stürme, die das Reich umtosen, erinnern in mancher Beziehung an die Zeit von 1848/9; aber wie damals durch das siegreiche Heer der Glaube an Österreich wieder aufgerichtet wurde, so ist es auch heut die zuversichtliche Hoffnung aller Vaterlandsfreunde, daß Österreich-Ungarn an Ehren und an Siegen reiche Armee die schwere Kraftprobe des Weltkrieges bestehen und die Erwartungen der Feinde auf Zerfall der Donaumonarchie zuschanden machen wird. Zu dieser Zuversicht berechtigt ein Blick in die Vergangenheit, wie ihn Oskar Hellmanns soeben erschienenen Buch tun läßt. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen vier Helden, die vier große Zeiten in Österreichs Geschichte verkörpern: Prinz Eugen, General Laudon, Erzherzog Karl, Graf Radetzky.

Berichtigung. Der Verfasser der Arbeit über die Moore heißt nicht Dr. Otten, wie irrtümlich gelesen wurde, sondern Dr. Oscar Herr. Die Arbeit hat großen Beifall gefunden und wird z. B. in der Zeitschrift „Der Harz“ nachgedruckt.

Anträge auf Nachlieferung von früheren Wanderer-Nummern sind unter Angabe der laufenden Nummern an Herrn Postmeister A. D. Beck in Hirschberg zu richten. Ortsgruppen, welche mit der Zahl der ihnen gelieferten Wanderer nicht auskommen, wollen dies umgehend dem stellvertretenden Schatzmeister Herrn Rechnungsrat Wichura in Hirschberg, Ziegelstraße 11, mitteilen. Fehlende Wanderer des laufenden Jahrganges sind von der Ortsgruppe zu verlangen, welcher das Mitglied angehört.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.